

Tobias Meyer, *Hamburg*

Wie sähe das Minenunglück in Chile aus, wäre es eine Art Werbeplakat? Zugegeben, eine seltsame Frage – aber für Johnny Selman war es eine durchaus realistische, als er am Morgen des 13. September 2010 auf die Website der BBC surfte und dort eine Nachricht über die verschütteten Kumpel fand.

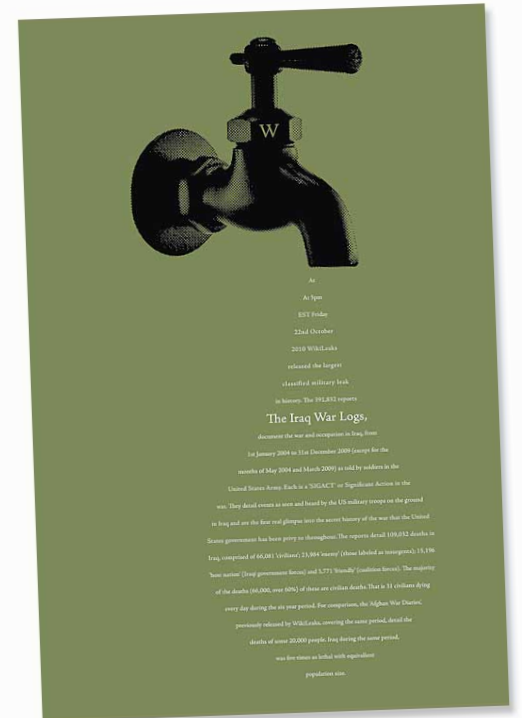
Fünf Tage zuvor hatte Selman sein Projekt BBCx365.com gestartet: Seit-her nimmt der 30-Jährige jeden Tag eine Schlagzeile des Nachrichtenangebots der BBC und gestaltet dazu ein Poster, das er anschließend auf seinem Blog veröffentlicht. Insgesamt will Selman das Projekt 365 Tage durchziehen. Es ist seine Abschlussarbeit an der „Academy of Art San Francisco“.

Selman will mit seinen Postern die US-Bürger wieder für internationale Nachrichten interessieren. Viele Amerikaner hätten deutlich weniger Interesse an internationalen Belangen als Bürger anderer Nationen, sagt Selman. Vor allem die junge US-Generation versorge sich zunehmend nur mit sogenannten Soft News und über Formate, die mehr unterhalten als informieren. Daher suchte der Künstler einen einfachen Weg, auch globale Ereignisse wieder in die Köpfe seiner Mitbürger zu bekommen. Das klassische Plakat erscheint ihm dabei am geeignetsten.

Poster seien schon immer ein ideales Instrument gewesen, um die Massen im öffentlichen Raum direkt anzusprechen. „Weil das Web der neue öffentliche Raum wird, in dem die Amerikaner ihre Nachrichten bekommen, versuche ich, die Rolle des Posters neu zu definieren.“

Selman hat bewusst einen sehr einfachen Stil gewählt: „Ich lasse möglichst viel weg, um so wenig wie möglich vom Kern der Geschichte abzulenken.“ Der Designer beschränkt sich auf 14 Farben, welche nur großflächig und ohne Verläufe eingesetzt werden. Er verzichtet weitestgehend auf Fotos und Zierelemente. Je einfacher die Kernaussage transportiert werde, desto besser. Dementsprechend reduziert sind seine Entwürfe: Das Grubenunglück in Chile wird auf dem Poster vor allem durch eine grüne Fläche dargestellt, durch die sich ein tiefer Riss – mit den Konturen von Chile – zieht. Bis zu einem X, dem Ort, an dem die Minenarbeiter festsitzen. Die Fahrzeuge wirken klein und hilflos gegen die Übermacht der Gesteinsmassen – deren grüne Farbe aber zugleich auch die Hoffnung auf einen guten Ausgang symbolisiert.

Normalerweise brauche er zwei bis vier Stunden, bis sein täglicher Aufmacher online geht, so Selman. „Meistens stöbere ich ein Stündchen und kritzele dabei in meinen Block. Nach einigen Entwürfen bin ich dann glücklich mit einem Konzept – meistens. Manchmal muss ich auch eine Notlösung aus den 15 bis 20 Schlagzeilen wählen, dann dauert es länger“, erklärt Selman seine Vorgehensweise. Er fängt jeden Morgen um sechs Uhr an. Am Anfang sei das überhaupt nicht seine Zeit gewesen. „Ich musste während des gesamten Studiums nicht so früh aufstehen“, so Selman. Inzwischen mag er die Arbeit zu früher Stunde aber sehr: „Es ist dunkel, der Kaffee dampft, das Telefon klingelt nicht, meine Familie schläft noch – eine fantastische Zeit, um kreativ zu sein.“



Infos zu den BBCx365-Postern

Links 11. Dezember – Uno-Klimagipfel im mexikanischen Cancún, verdeutlicht durch Industrieschlote, die aus einem Sombrero tragenden Totenkopf rauchen.

Oben 23. Oktober – Wikileaks veröffentlicht 400 000 Protokolle der US-Regierung mit brisantem Inhalt zum Irak-Krieg.

Unten links 13. September – In einer chilenischen Mine werden 33 Bergleute verschüttet.

Unten Mitte 10. Dezember – Liu Xiaobo bekommt den Friedensnobelpreis. Die chinesische Regierung lässt den Regimekritiker trotz weltweiter Empörung inhaftiert, sein Stuhl bei der Preisverleihung bleibt leer.

Unten rechts 20. Dezember – Schneefall legt den nordeuropäischen Flugverkehr lahm.

Bildschlagzeilen

Der amerikanische Designer Johnny Selman will die Komplexität der Welt auf das Wesentliche reduzieren: Täglich gestaltet er ein Poster zu einer Nachricht auf der BBC-Website



Börsenaufsicht

Wer bargeldlos bezahlt, gibt mehr aus. Ein US-Forscher hat deswegen Briefetaschen entwickelt, die über den Kontostand informieren – indem sie Signale geben

Tobias Meyer, *Hamburg*

Der Endsprint des präweihnachtlichen Einkaufsmarathons hat begonnen – und überall gibt es das gleiche Problem: In Fußgängerzonen rund um den Globus laufen die EC-Kartenterminals heiß, wer seine Geschenke bequem von zu Hause im Internet ordert, zückt ohne viel Gehabe ein Stück Plastik mit geprägter Nummer oder einen Zettel voll mit Zahlenkolonnen. Wo früher das schwindende Bargeld beinahe automatisch zur Sparsamkeit zwang, verwischt durch das elektronische Bezahlen der Kontostand zu einem diffusen Wird-schon-noch-irgendwie-reichen. Denn wer behält bei all den Kartentabbuchungen und Online-Einkäufen den Überblick über sein tatsächliches Soll und Haben?

Geht es nach John Kestner hilft dem bargeldlosen Konsumenten dabei künftig – die eigene Brieftasche. Der Forscher am Massachusetts Institute of Technology (MIT) hat Geldbeutel entwickelt, die via Bluetooth und Smartphone in ständiger Verbindung mit dem Konto des Besitzers stehen und diesen selbstständig über Veränderungen des Guthabens informieren.

„Wir haben Probleme damit, unsere Konsumanreize zu kontrollieren, außerdem gibt es eine Hürde zwischen unserer Entscheidung und den Konsequenzen“, sagt Kestner. „Diese Hürde wurde noch größer, als unser physikalisches Geld virtuell wurde.“

Proverbial Wallets, sprichwörtliche Geldbeutel, nennen sie ihre drei Modelle; jedes von ihnen reagiert anders auf Kontobewegungen. Da ist das Modell Mother Bear, das treuherzig wie das namensgebende Tier seine Nachkommen das digitale Geld beschützt: Sollte es eng mit den Finanzmitteln werden, widersetzen sich seine Scharniere rigoros dem Öffnen und schieben damit dem Griff zur EC-Karte einen Riegel vor. Eine monatliche Summe, die hinderungsfrei verprasst werden darf, lässt sich für jedes Budget einstellen, von Praktikant bis Vorstandsmitglied.

Der Peacock wiederum plustert sich stolz auf – oder sackt in sich zusammen, je nachdem, wie viel flüssige Mittel bei der Bank liegen. Endlich kann durch den Blick auf den Geldbeutel wieder direkt der Wohlstand des Besitzers eingeschätzt werden. Wer dagegen ständig informiert sein muss, ob und wann frische Gelder reinkommen, ist mit dem Bumblebee bestens ausgestattet: Das Portemon-



Je dicker, desto besser: Das **Portemonnaie Peacock** plustert sich auf, wenn Geld auf dem Konto liegt

naie brummt bei jeder Überweisung dank eines Vibrationsalarms wie sein tierischer Patron. Je mehr Zaster die Überweisung einbringt, desto stärker fällt das Rütteln aus. Wird dummerweise mal etwas abgebucht, vermeldet dies die digitale Geldbörse durch einen anderen Vibrationstyp.

Die menschlichen Sinne und alles, was daranhängt – wie beispielsweise Hemmschwellen, Verantwortung, Prollerei – werden so direkt mit dem nur noch virtuell existierenden schnöden Mammon verbunden. „Die Proverbial Wallets geben uns einen Sinn für Finanzen, indem sie virtuelle Aktiva fühlbar machen“, sagt Kestner.

Die drei Modelle befinden sich derzeit noch im Prototypstatus, sollten Banken und Nutzer aber Interesse bekunden, könne man laut Kestner mit dem Design in die Massenproduktion gehen. Zukünftige Modelle sollen durch alle drei Funktionen gleichzeitig zum Sparen animieren. Außerdem will er die Technik auf den Ausmaßen einer Kreditkarte unterbringen, um mit ihr auch herkömmliche Briefetaschen nachrüsten zu können.

Künftige Shoppinggräusche könnten also ohne Befürchtung ausgelebt werden, plötzlich im Dispo zu landen. Vorausgesetzt, man ist ohnehin nicht gerade pleite.

Nichts als die Wahrheit

Kuba hat gestern einen Wikipedia-Klon ins Internet gestellt. Die Beiträge würdigen Castros historische Rolle – und wissen Erstaunliches über Deutschland zu berichten

Tobias Meyer, *Hamburg*

Wer etwas wissen will, sucht heute im Internet. Seit gestern kann nun der Wissensdurstige auf seiner digitalen Bildungsreise eine weitere Quelle anzapfen, eine bei der etwa über die USA Folgendes zu eruieren ist: „Das nationale Bild, das die Vereinigten Staaten von sich selbst haben, als Beschützer und Verteidiger der Legalität, Freiheit und Demokratie gründet auf dem Glauben, dass sie eine moralische Überlegenheit besitzen (weil sie das ‚auserwählte Volk‘ sind). Diese Annahme hat ihnen erlaubt, die Einmischung in interne Angelegenheiten von anderen (nicht ‚von Gott auserwählten‘) Völkern oder Pläne der Gewalt gegen sie zu rechtfertigen.“ Auch über Deutschland steht dort durchaus Erfahrungswertes. Nämlich dass die Bundesrepublik 1989 die DDR annektiert hat. Nachzulesen sind diese Perlen der Weisheit in Kubas neuer Onlineenzyklopädie, der Enciclopedia cubana en la red.

Die ähnelt vom Aufbau dem Vorbild Wikipedia und will laut eigener Grundsatzerklärung „zur Demokratisierung beitragen“. Initialisiert wurde das rein spanischsprachige

Netzlexikon von der Regierung des Inselstaats, die Staatsmedien bezeichnen es als „solidarisches und kubanisches Netz mit entkolonialisiertem und nicht gewinnorientiertem Fokus.“ Gestern, als die Website Eured.cu offiziell online ging, waren „dank unserer Mitwirkenden“ bereits rund 20 000 Artikel vorhanden. Und die erlauben einen realsozialistisch eingefärbten Blick auf die Welt: Die USA sind natürlich das böse „Imperium unserer Zeit“, das gewaltsam Länder und Ressourcen an sich reißt, „um sie von seinen Unternehmen und Monopolen ausbeuten zu lassen.“ Den Machenschaften der Bush-Familie wird großzügig Raum gewidmet, und die Castro-Brüder gehen als leuchtendes Vorbild voran. Die in diesem Jahr von der Regierung angekündigten Reformen des sozialistischen Systems sind hingegen nirgends zu finden.

Da die Artikel auch schon online waren, bevor die Öffentlichkeit mitarbeiten durfte, ist relativ leicht zu erraten, wer da mit welcher Grundintention in die Tasten für den roten Wikipedia-Klon gehauen hat. Der Start von Eured verlief dann allerdings nicht ganz so reibungslos, wie ihn sich das Regime sicherlich gewünscht hätte: „Seite überlastet“,

hieß es immer wieder, für Stunden war der völlig überlastete Server nicht erreichbar.

Sind diese Anlaufschwierigkeiten aber erst einmal überwunden, sollen wie bei Wikipedia auch „alle“ mitmachen. Was allerdings wiederum eine Herausforderung sein könnte in einem Land, in dem nach offiziellen Angaben nur 15 Prozent der Bevölkerung Zugang zum Internet haben. Und die haben auch lediglich ein Internetcafé um die Ecke oder ein Hotel, denn private Anschlüsse gibt es auf Kuba so gut wie keine.

Wie weit es mit der „Demokratisierung“ ist, lässt sich auch daran erkennen, dass systemfeindliche Schmähschriften sofort gemeldet werden können. Das dürfte allerdings eher selten passieren, da sich jeder willige Mitmacher vorher von der Eured zugelassen werden muss.

Eigentlich passend für den Start einer Enzyklopädie verleiht heute das Europaparlament den Sacharow-Preis für geistige Freiheit an den kubanischen Journalisten Guillermo Fariñas. Er wird die Trophäe nur nicht selbst abholen können – nachdem der Regimekritiker in mehreren Haftzeiten insgesamt elf Jahre verbüßte, lässt man ihn nicht mehr aus Kuba ausreisen.



Laut Enciclopedia cubana ein strahlendes Vorbild:
Fidel Castro

Einsam – zweisam – online

Tobias Meyer

In fast jeder Kultur findet sich die Weisheit, dass Freundschaft das Wichtigste im Leben sei. Kein Wunder, dass irgendwann jemand Profit aus diesem weltweit verfügbaren Gut schlagen wollte und soziale Netzwerke erfand.

Laut dem Branchenverband Bitkom werden heute zwei Drittel aller Freundschaften online gepflegt, etwa die Hälfte aller Deutschen ist in sozialen Netzwerken aktiv. Wer unter 30 ist und seine Freunde nicht digital verfolgt, gehört zu einer vierprozentigen Minderheit. Etwa gleich viele lei-

den an Fibromyalgie oder wählen die FDP. Doch zu einer Freundschaft gehört etwas mehr, als bei Leuten, die man zufällig irgendwo getroffen hat, auf „Hinzufügen“ zu klicken. Es bedarf etwas mehr, als der persönlichen Freundesdatenbank ab und an eine Statusmeldung hinzuschmeißen, selbstverständlich für alle Freunde (durchschnittlich 133) passend.

Online gepflegte Freundschaften sind daher vom Markt stark überbewertet und wir wissen alle, wozu das führt: Es wird eine Freundschaftsblase geben. Und sie wird eine Gastronomiekrise auslösen, weil keiner seine Freunde auf ein Bier oder einen Kaffee treffen wird. Man hat ja gerade

schon deren Urlaubsbilder bewertet und humorvoll kommentiert, warum noch darüber reden? Der Like-Button wird freudige Blicke, Umarmungen und spontan ausgegebene Drinks ersetzen.

Irgendwann wird der neudeutsche User dann merken, dass er – trotz 500 Freunden bei Facebook – zum Eremiten geworden ist. Wie ein Koch, der ständig versucht, alles von gestern warm zu halten, aber nichts Neues in seine Töpfe bringt. Die Blase wird platzen. Und wie bei jedem Zusammenbruch eines Hypes werden dann wieder alle sagen: „Grundsätzlich war das ja nicht verkehrt, aber man hätte es eben nicht so exzessiv machen dürfen.“ Ich natürlich auch.

EINPARKEN MIT DEM FORD FOCUS

Erst bei der Parkplatzsuche lernt man ein Auto richtig kennen. Wir stellen jede Woche einen neuen Wagen ab

Im spanischen Cádiz herrschen schon seit sehr langer Zeit Parkplatzprobleme. Die Stadt zwingt sich samt historischem Kern und Containerhafen auf eine schmale Halbinsel an der andalusischen Küste. So ziemlich jeder Quadratmeter wurde hocheffektiv bebaut – vernünftige Parkflächen fanden die Stadtväter aber anscheinend eher sekundär.

Zum Glück ist die Altstadt sehr hübsch anzusehen, und es wird mir auch nach drei Runden noch nicht langweilig. Der Ford Focus soll ja so eine Art Golf-Konkurrent sein – und tatsächlich kommt man dank seiner kompakten Ausmaße gut durchs Gassengewirr, während der Wagen von Innen halbwegs geräumig und bequem wirkt. 182 PS be-

sitzt das Testauto, mit dem ich in Cádiz Probe parken darf, außerdem ein Lenkrad, das keinerlei physische Verbindung zu den Rädern mehr hat: Die Steuerung der Vorderachse ist vollelektronisch, man kurbelt quasi nur noch am digitalen Eingabegerät. Im Prinzip also wie bei einer Playstation, wobei mich diese beeindruckende Technologie meinem Ziel – einem Parkplatz in der Innenstadt nämlich – erstmal keinen Meter näher bringt.

Als ich schon versucht bin, die Odyssee in ein unattraktives, aber verkehrsschwaches Gewerbegebiet zu verlegen, geschieht das Unfassbare: Direkt an der Calle Campo del Sur klafft eine herrliche Lücke in der unendlichen Kette der Parkenden. Meeresbrandung rechts, Altstadt links. Ich setze den Blinker und nehme rückwärts voller Vorfreude Kurs auf den Parkstreifen. Die seitlichen Heckfenster liegen etwas hoch, weshalb ich die Umgebung direkt neben dem Auto nur schwer einsehen kann. Eigentlich muss man aber heute gar nicht mehr die eigene Sensorik bemühen: Denn als ich gedanklich schon unter der Nach-



Selbst rangieren Länge 4,35 Meter, Breite (inkl. Spiegel) 2,01 Meter, 182 PS (Focus Titanium 1,6 Ecoboost), CO₂-Ausstoß 139 g/km, 24 850 Euro

mittagssonne zwischen Küstenallee und Kathedrale flanieren, holen mich die Warnsignale der Abstandskontrolle abrupt zurück ins Cockpit. Farblich abgestuft wird mir angezeigt, wo es gerade besonders knapp wird. Dann den ersten Gang eingelegt, einen Meter rollen und – Mission erfolgreich abgeschlossen.

Als ich aussteige, stutze ich aber doch. Im Vergleich zu Vorder- und Hintermann steht mein Wagen nämlich etwas weiter auf der Straße. Dabei war ich sicher, recht gut in die Lücke eingeschwenkt zu haben. Ein Gang ums Auto löst das Mysterium: Der Focus steht sauber ein kleines Stückchen weg vom Fußweg – aber sämtliche Einheimischen parken mit den Felgen auf Bordsteinvollkontakt. So scheint es in Spanien Usus zu sein.

Doch so sehr ich normalerweise ein Verfechter von „Anpassung an die lokalen Gebräuche“ bin, in diesem Fall bleibe ich kulturell unangepasst und parke nach mitteleuropäischem Standard: Kratzerfreie Leichtmetallfelgen haben in meinen Augen eindeutig Priorität. **TOBIAS MEYER**